

Offener Schreibbrief von Pizze Hanfstengel.



No. 25. Ich bin die Sache den zweiten Gedanke gewinne an den mein Meind geistlichste. Ich bin das Die-wohrt Bihnes inleierleie gebrappt. Wisse Se, es ist doch so e Sach, ich leide doch jezt schon die lange Jahre mit den Philipp, was mein Hosband ist und bodent ich, duhn ichs besser die paar Jährcher wo's noch nemme tann, mit ihn noch stende. Dann is noch e aneres Ding un das is auch artig imphohrent. Sehn Se. unfer ganzes Prappertie is in den Philipp sein Name un wie beht ich dann so sehn mitaus den Phil? Wei ich könnt ja gar nit erfodern zu lewe. Ich müht schaffe for mei lewe zu mache; mehbie ich müht den Waschtobd dride odber als Schrotblehde gehn un das gleicht e Lehbie von meine Gtjuchschien un meine Kieseinment doch auch nit un dann die Kids! Was könnt ich die als alleinstehende Jungfrau for e Gtjuchschien gewine? For all die Kiesen un e ganze Lat mehr hen ich mein Meind uffgemacht, daß ich doch besser warte bis der Phil widder heim komme duht. Er ist bis jezt noch immer widder komme, bitahs er is ens Brot gevöhnt un das is mein einjige Hoph. Es hot mich auch artig gelidelt, daß alle Zeit so gut von den Philipp spreche duhn. bei den Wedesweiler is es off Rohrs blos Bihnes; der weih qu genug, daß der Philipp widder komme duht un wann er dann ausfinne beht, daß er ihn schlicht gemacht hätt, dann wär er e gute Kostimerer jezt. Ich hen mich in die letzte Zeit immer bei die Wedesweiler uffgehalte, bitahs sie is doch immerhin e Frau wo mer mit tahte kann un wo ebbs von ein lerne kann. Ich hen ihr manchen Peini gevonne, wie se ihren Hosband triete soll, bitahs zwische mich un ihne, is se viel zu gut zu ihn. Der Wedesweiler is ja achredt, awider er drinkt e wenig viel. Ich weih ja gut genug, daß ein Saluhkierper kein Temperanzmann sein kann, awider es is doch keine Reffisther da, daß einer deinte muß, wie e Kuh. Ich hen schon oft genug gefehn, daß annere Saluhkierper, wann se gekriet wer'n, e Sichte nemme, awider der Wedesweiler nimmt immer e Pohnie Wein Klier odber e Brehndie un ich tann gar nit sehn, wie der Mann das stende kan. Ich denke, er macht mehr an seine Drinks wie an die Sidahs un for den Kiesen duht er leiwere seine Gesundheit speule, als daß er mit ein kleine Prafft fatisht wär. Ich hen auch die Wedesweiler ihre Stenken drauf gefahrt, daß sie ihren Vonsch nit so schrecklich peffere sollt. Do hot se awider gesagt, daß beht ich nit verfehn; der Peffer beht bei die Mannfots en Dorstid reffe, der beht einiges diele un dann mühte se off Rohrs drinke, das wär edfädtle wo das Bihnes erin komme beht. Der Vonsch beht Geld koste un se wär ins Bihnes for Geld zu mache. Wann die Mannfots sich for so e bische Dorstid ferchte behte, dann könnt se ja heim bleibe un sich von ihre Alte e Wasserlippde odber en Dsch Dhtmiecht loche löse. Wer in den Saluh gehl, der müht auch ebbs warmes strenges edspette. Ich sollt nor emol den Philipp frage. Der könnt mich in die Lein e Ding odber zwei sage. Sell sin off Rohrs gute Argumens gewese un ich hen auch keine Zeit reffe wolle. Ich hen auch ausgefunne, daß es gar nit so iseg is, en Saluh zu zome. Wann ich noc an die diele müht Drinks deinte! Der Wedesweiler hot mich später edspelt, daß das gar nit hart wär; es wär den Weg; wann die Kostimerer stark dehte, gemiecht Drinks zu verlange, dann wär se als e Ruhl schon selbst so uffgemacht un dehte so gut fiele, daß es gar kein Differenz mache beht, was se triete behte. Wann nor plentie Bihnie drin wär, daß wär all was se wolle un das Kieftid wär, daß se immer noch besser fiele behte. For den Kiesen beht er immer nur e wenig differente Koller gevonne un se behte dann denke, se hätte den schenjuin Altridid. Well, ich muß sage, anstest is das nit gediehl. Ich munner nur, ob der Philipp auch off gemiecht Drinks nemme duht, awider se ebbs tann mer bei en Saluhkierper nit ausfinne, die gevone kein von ihre Kostimerer edweg. Wie der Wedesweiler mit seine In- Brockschens doch wär, do hot er mich gefragt, ob ich nicht von den Philipp gehel hätt. Er müht jezt unner alle Gtjuchschien redbur komme bitahs es beht jezt e Lat Bihnes for ihn hier gevonne. Die Temperanz Leit behte triete, die Tann deht zu mache un das wär der Finnisch von e ganze Lat Bihnes- Leit, in die erste Lein die Saluhkierperich un Eiderdielerich. Do könnt er den Philipp nit messe un speure un es beht nicht ausmache was es tobe duht, der Phil müht sein ganze In- fluenz juhe, daß die Saluhkierperich un das ganze Kler Element die Witters bleibe behte. Do könnt der Philipp en Name for sich mache un bitahs e ganze Lat Geld. Ich sin ganz

fülle geivorde von all den Taht, bitahs ich hen gar nit ausmache könne, was er ennihaw gevollt hot. Wie mer noch do zusamme bodt, do is der Mehtler- rier komme un hot en Brief an mich un ein an der Wedesweiler gehabt. Die beide Briefe sin von den Philipp gevonne un ich hen mich doch so gefreit, daß ich ganz vergesse den zu lewe, was er eigentlich wollt. Schließlich hot die Wedesweiler gesagt, ob ich dann nit neugierig wär, was in den Brief stehn beht. Do hen ich erscht den Brief gelese. Es sin nor drei Leins gevonne; all was der Phil geschreiwet hot, wär, daß er in zwei odber drei Dage heim wär, bitahs er hätt alles gedahn was zu duhn wär. Do sin ich doch so froh gevonne, daß ich den Wedesweiler gefrag- hen, er sollt emol die Schentelmannen in sein Plaz frage, was se an mich nemme. Do hot er geschmeilt wie e Garkiechde un in leh denn no keim hen ich e Bill von drei Dahler un e halb zu bezahle gehabt. Ich hen awider nichts drum gevonne. Ich sin reiteweg heim gange, hen die Kids verzählt, daß ihr Pa bald widder komme beht un daß se sich zu freue hätte wie trech- sig. Do hen se gelacht un in meinem immerwallende Freudengefühl un in meine kindliche Herzengiele hen ich ein nach dem anderen ganz ferchterlich ver- barmatichst. For mein Phil is mich kein Opfer zu groß un die Kids mühte sich behefe odber ich will den Kiese wisse weih. Mit beste Kiegarde. Pizze Hanfstengel.

Bierbrauerei in alter Zeit.

Das Lob des Gerstensaftes hat man auch schon in der „guten alten Zeit“ gesungen, und das „Brauen“ war auch damals schon eine überaus wichtige Vornahme. Es gehörte aber lange Zeit hindurch einzig und allein zu den Obliegenheiten der Hausfrau, und dieselbe galt gerade diejenige für beson- ders tüchtig, die ein schmackhaftes Bier zu brauen verstand. Noch längere Jahre, als die Bierbrauerei längst ein selbst- ständiges Gewerbe geworden war, ge- hörte das Bierbrauen in vielen Häu- tern noch wie vor zu den übrigen Haus- haltungsarbeiten. Wenn die Kinder in Nordfriesland das Erbe ihrer verstor- benen Eltern theilten, dann wurde auch allemal festgesetzt, welchen Part sie an dem Brauestoff haben sollten.

Im Allgemeinen darf behauptet wer- den, daß die Brauerei zuerst in den Städten selbstständiges Gewerbe ward. Die praktischen Niederländer waren es, welche damit den Anfang machten. Verschiedene Städte Deutschlands folgten dabei sehr bald nach. Als Nachrichten zufolge hat es in Erfurt und Köln z. B. schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gewerbliche Brauereien gegeben. Die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen scheinen bald gefolgt zu sein. Wenigstens führten diese im vierzehnten Jahrhun- dert ihr Bier nach den nördlicher ge- legenen Ländern hin aus.

Wenn man jedoch die Anzahl der an den einzelnen Ortschaften bestehenden Brauereien in's Auge faßt, dann ge- hört Erfurt der Vorgang. Dort wur- den im Mittelalter einmal nicht weni- ger als 632 Bierbrauereien gezählt. Es handelte sich dabei um eine von den Patriciergeschlechtern ausgeübte In- dustrie, von welcher die jüngsten Bür- ger streng ausgeschlossen waren. Nach- fester, von dem Rath der Stadt über- wachter Ordnung, ging der Bierver- kauf, das „Bieraufthun“ der Reibe nach.

Im 13. Jahrhundert war in den Straßen Erfurts die „Bier-Küstru- re“ eine der bekanntesten und belieb- testen Persönlichkeiten. Wenn er sei- nen Ruf: „Hol' in! Hol' in!“ ertönen ließ, dann achteten die Bürger genau darauf, welcher Bierbrauer heute sein Bier „aufgethan“ hatte.

Geschmorte Elephantenrüssel.

Der französische General Faverot schildert im Gualois seine Kriegser- lebnisse im Jahre 1870. Man liest dort u. A. Folgendes: Am 28. No- vember, gegen 11 Uhr Vormittags gab es beim Gouverneur (von Paris) eine Art Kriegsrath. Ich hatte den Ge- neral Ducrot bis zum Louvre beglei- tet. Da ich annahm, daß die Sitzung lang werden würde, ging ich zu Wolffs frühstücken: „Wollen Sie Elephanten- rüssel essen, Herr Hauptmann?“ fragte mich der Besitzer des Hotels. „Ele- phantenrüssel?“ Ich sagte, das ist al- lerdings nichts Alltägliches. „... Ist's gut?“ — „Ausgezeichnet.“ — „Also her mit dem Elephantenrüssel!“ Es war ganz einfach köstlich. Ich ließ mir noch ein zweites Stück geben. Wir haben nämlich die beiden Ele- phanten des Zoologischen Gartens ge- kauft,“ erklärte mir der Geschäftsfüh- rer. „Wie theuer?“ — „Ungefähr 15,000 Fr. pro Kopf.“ — Der Finanz- minister, in meinem Innern war nachdenklich geworden. „... Und Sie verkaufen die Portion?“ fragte ich leicht- sinnig. „Bierala francs.“ Da ich ein sehr guter Mathematiker war, rechnete ich sofort im Kopfe aus, daß ich schon für vier Louis Elephantenrüssel ver- speist hatte, und ich sah ein, daß es höchste Zeit war, meine Verluste zu mahigen!

Korsische Sühne.

Rovelleto von Alexis Boubier.

Schon seit langer Zeit hatte man diese Veränderung bemerkt, denn in den kleinen Städten geht nichts un- bemerkt vorüber, besonders in Korsika, wo die Leute alle mehr oder weniger mit einander verwandt sind.

Wir befinden uns in Z., etwa 20 Kilometer von Bastia, einem kleinen Orte, in welchem Taddeo Carpi als Steuereinnnehmer angestellt war.

Seit einiger Zeit hatte sich Taddeo sonst so ruhiger Charakter wesentlich verändert. Er wurde selbstsam; jeden Augenblick war er zerkürrt; plötzliche Rötthen stiegen ihm ins Gesicht; zeit- weise sprühten die schönen schwarzen Augen unbemühte Flammen; man hätte glauben können, er wolle alles um sich her auf einmal leben. Trat man unversehens, ohne vorher ange- klopf zu haben, in sein kleines Bureau, so fand man ihn, die Stirn in den Händen vergraben, in irgend eine dü- stere Träumerei verfallen, aus der er nur mit wilder Verwunderung, wie ein Geizhals, der aus seinem Geldversteck kommt, erwachte.

Nach am vorigen Tage war Ange- lina, seine kleine Tochter, die er an- betete, ganz leise an der Lehne seines Sessels emporgeklüftet, während er seine Berechnungen aufstellte; da hatte sich Taddeo mit so böser Miene um- gedreht, daß das Kind Furcht bekom- men und sich erschrocken hinter den Rücken seiner Mutter verdeckt hatte.

Ueber das alles schwiegen die Leute unter der Statue der Madonna, die sich auf dem Brunnens des Platzes be- findet, und die bösen Jungen vertritt- teten munter ihre Arbeit.

Taddeo war ein Mann von vierzig Jahren, der in der ganzen Gegend so- wohl wegen seiner persönlichen Ver- dienste, wie auch wegen des Namens, den er trug, geachtet und geehrt wurde. Die Carpi sind eine Familie von „Aorporalen“, jenes korsischen Frei- heitsabels; ihre Redlichkeit ist sprich- wörtlich in einem Lande, wo selbst die Banditen ehrlich sind.

Auf den besonderen Wunsch seiner Mutter, einer hochachtbaren Frau von berühmter Schönheit, hatte Tad- deo seine Studien in Paris gemacht, war aber nach Z. zurückgekom- men und hatte eine Verbannte, Katha- rina Bollini, die Tochter eines Betters aus Bastia, geheiratet, die Taddeo's Mutter selbst für ihren Sohn gewählt. Dieser Ehe waren Angelina und To- maso entsprossen. Tomaso hatte eben sein 10. Lebensjahr erreicht, während Angelina 9 Jahre zählte. Ihre Groß- mutter schlief schon seit langer Zeit unter dem grünen Rasen.

So lebte Taddeo im Schooße einer prächtigen Familie, von Jedermann durch seine Stellung als Steuerein- nehmer geschätzt, als glücklicher Vater und beneideter Gatte, als er plötzlich schweigsam und unruhig wurde, ohne daß man sich zu erklären vermochte, warum. Katharina galt, selbst bei ihren Nachbarinnen, als das Muster der häuslichen Tugenden; die kleine Angelina wuchs jeden Tag an An- muth und Gesundheit; Tomaso hatte seinen Eltern noch keinen anderen Grund zur Unruhe gegeben, als eine für sein Alter allerdings etwas vor- zeitige Reife des Charakters.

Er war Korsen dom Kopf bis zu den Füßen, und seine kleine Schwester war das getreue Ebenbild Taddeo's. Da- gegen lebte in Tomaso ganz und gar die alte Angelina Carpi, die strenge, prächtige Großmutter wieder auf.

Als Tomaso eines Abends von dem Sumpf, in welchem er Steinhühner gejagt, heimkehrte, blieb er bei dem Brunnen der Madonna stehen, um sei- nen Durst zu stillen. Uebrigens be- merkte er auch von diesem Platze aus das Haus des Giuseppe Rubbio, des Vaters der Giuseppa, die stets mit ihrer Rechtgläubigkeit sang. Tomaso hatte für den Rubbio ein paar Steinhühner beiseite gelegt. Doch die Thür blieb hartnäckig verschlossen, und die Rechtgläubigkeit ließ sich nicht hören.

Etwas traurig eilte der junge Jäger seiner Behausung zu, als er zu bemer- ken glaubte, daß man überall vermie- den den Abendgruß zu erwidern, den er den anderen zu theil werden ließ. Er fühlte sich als den Gegenstand einer öffentlichen Verleumdung, und das Blut strömte ihm zum Herzen. Nun ging er gerade auf den nächsten, der ihm in den Wurf kam, zu und sagte zu ihm:

„Was giebt es denn?“

„Der Finanzinspektor ist gelom- men,“ versetzte der Angeordnete. „Du bist zu lange auf der Jagd geblieben.“

„Nun, und?“ fragte Tomaso.

„Geh' schnell,“ fuhr der andere fort; „Deine Mutter weint.“

Tomaso blieb einen Augenblick un- beweglich; er verstand nicht. Dann fuhr er plötzlich mit der Hand nach der Stirn, und man sah ihn am ganzen Leibe zittern. Auf der Schwelle des Hauses erwartete ihn Katharina; ge- rade und weiß wie ein Gespenst stand sie da.

„Es giebt keine Kapri mehr!“ war ihr erstes Wort.

„Wo ist er?“ fragte Tomaso.

„Wer mag's wissen? Auf dem Wege der Schwand und der Diebe.“

Katharina Bollini,“ erklärte der junge Mann in erstem Tone, „dieser Mann ist mein Vater gewesen.“

„Und ohne weiter auf das blaße Ge- sicht seiner Mutter zu achten, trat Tomaso in das Bureau, in welchem der Inspektor, ein großer, blonder, noch junger Mann, zum letzten Male die Aufstellungen des Steuereinneh- mers prüfte.“

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „wie viel fehlt?“

„Ich weiß es noch nicht, doch der Betrag ist hoch.“

Tomaso nahm sein Gewehr und ver- ließ das Haus.

Katharina brachte die Nacht damit zu, Angelina einzuschläfern, die von dem, was vorging, nichts begriff und um die Erlaubniß bat, ihr Väterchen unarmen zu dürfen. Am nächsten Tage, bei Sonnenaufgang, traten die beiden Carpi nach Hause zurück, Tad- deo hinter Tomaso. Wo und wie sie sich getroffen hatten, und was zwischen ihnen vorgegangen war, wird nie- mand erzählen können; jedenfalls war der Steuereinnnehmer seinem Sohne gefolgt.

„Sehe Dich hierher,“ sagte Tomaso, „und erwarte mich.“

Taddeo setzte sich in den Winkel am Herde, ohne die Augen zu erheben. Angelina war auf ihn gestürzt, doch ihre Mutter hatte sie zurückgehalten. Nach Verlauf einer Viertelstunde Lehrte Tomaso mit dem Finanzinspektor zurück.

„Mein Vater mußte dringend nach Bastia,“ sagte der junge Mann, „er bringt ins Geld zurück.“

Der Inspektor begriff und zog sich stillschweigend zurück.

„Wünschst Du auf dem Grabe Dei- ner Mutter zu beten?“ fragte Tomaso nun, indem er seinen Vater star an- sah.

„Es ist doch heute nicht der Jahrestag ihres Todes,“ verlegte der Steuereinnnehmer, der plötzlich in seinem Sohne die alte Angelina Carpi wieder- zusehen glaubte.

„Dann,“ fuhr Tomaso fort, „geh' in Dein Zimmer und besorge das übri- ge; meine Mutter, meine Schwester und ich, wir werden hier bleiben und Gott für Dein Seelenheil bitten.“

Taddeo erhob sich entsezt.

„Ich soll mich tödten?“

Auf diese Frage begnügte sich To- maso in feierlichem Tone zu antworten:

„Es hat keinen Taddeo Carpi in un- sere Familie gegeben.“

Der unglückliche Steuereinnnehmer wandte sich nach Katharina, seiner Frau, um, doch diese schlug ein großes Kreuz und nahm ihre Tochter in die Arme, als wenn sie sie verteidigen wollte. Das war der Gnadenstoß. Taddeo widerstand nicht länger und stürzte in sein Zimmer.

„Du hast eine Stunde,“ rief ihm sein Sohn über die Treppe nach.

Eine Todtenstille herrschte im gan- zen Hause.

Katharina war vor dem Kräftig- niedergekniet und betete mit blaue- rer Stimme ihren Rosenkranz. Tomaso stand, an einen Strank gelehnt, in tiefes Sinnen verloren und lauschte auf das Tictac der Uhr; das uner- bittliche Kind zählte die Minuten.

Oben ging Taddeo mit großen Schritten auf und ab, und seine Stief- linartan auf der Diele. Plötzlich rief eine verzweifelte Stimme in das entsezte Schweigen: „Angelina, meine kleine Angelina!“

„Mein Kind,“ sagte Tomaso, „geh' hinauf und umarme Deinen Vater und komm' schnell wieder herunter; Du kannst ihm sagen, er habe noch zwanzig Minuten.“

Das kleine Mädchen ließ sich das nicht zweimal sagen; sie stürzte Taddeo in die Arme, den sie vergötterte, und bitteres Schluchzen mischte sich in die Lieblosungen des Kindes.

„Du bist wohl unartig gewesen,“ sagte sie zu ihm, „daß man Dich zur Strafe einschlief!“

Endlich, als nur noch fünf Minuten fehlten, rief Tomaso seine Schwester herunter und lud sein Gewehr. Katha- rina hotte sich leichenblau erhoben und sah ihren Sohn an. Die Uhr fing an, die Stunde zu schlagen, und beim letzten Schlage hörte man einen Körper auf die Diele fallen. „Mutter,“ sagte Tomaso, „ich bin das Oberhaupt der Familie Carpi; die Ehre ist getretet; die Großmutter wird zufriednen sein.“

Am nächsten Tage fand die Beerdi- gung Taddeo's statt, und die ganze Familie folgte, Tomaso an der Spitze. Katharina, die zu Hause allein ge- blieben war, weinte bitterlich, denn sie liebte ihren Gatten.

Doch als ihr Sohn heimkehrte, über- gab sie ihm mit trodnen Augen die Schlüssel des Hauses.

Sering und Veitath.

Aus London berichtet man: Der überreiche Heringsfang der englischen Ostküste hat in diesem Jahre eine eigen- thümliche socialökonomische Folge gehabt. Seit Menschengedenken haben nicht so viele Brautleute in den betreffenden Kirchen für den Weih- machtsmonat den Eintritt in den Stand der Ehe beschlossen als heuer. Es wird aus allen Küsternorten, in denen der Fischfang und namentlich die Heringsfischerei betrieben wird eine wirkliche Noth der Geistlichkeit berichtet; an einigen Orten hat man zu dem Ausschütteln der Massen- trauma gegriffen. Hoffentlich kommt auf diese glücklichen Folgen des He- ringsfanges nicht allzu reichlich der Regenhammer.

Allerlei Giftstoffe.

Im Zeitalter der Borgias. Schäd- liches in Nahrungs- und Genuß- mitteln.

Es giebt giftigste und giftigste Zeiten. Wenn man unsere wissen- schaftlichen Zeitschriften durchliest, möchte man fast glauben, wir leben in einer giftigen Epoche. Täglich wer- den neue Gifte entdeckt, aus Pflanzen- und Thierkörpern solche isolirt, wir se- hen, daß die Wirkungen der krankheit- erregenden Bakterien auf Giften beru- hen, die sie produciren, und wir wis- sen auch heute, daß unser Körper selbst Gifte herstellt, die uns unter Umständen schädlich werden können. Ueber dieses alles berechtigt uns noch nicht, unsere Zeit für giftig anzuge- ben. Unsere Beschäftigung mit die- sen dem Körper schädlichen Substan- zen entspringt vielmehr gerade dem entgegengelegten Gefühl, der Scheu vor den Giften. Wir wissen, daß die beste Vertheidigung der Heil ist. Dar- um juchen wir überall die Gifte. Wir wissen, daß eine bessere Kenntniß uns vor schädlichen Wirkungen schützt und einen Mißbrauch verhindert.

Gerade der Vergleich mit früheren Zeiten zeigt uns, wie giftig wir ge- worden sind. In früheren Jahrhun- derten, die keines der so wirksamen Gifte wie das Chantallium oder das so concentrirte Morphium kannten, hat es zahlreiche Menschen gegeben, die ein Gewerbe als Giftmischer und Gift- mischerinnen betrieben. Bekannt ist es ja, wie unter den römischen Kaiserin und später in der Hochrenaissance selbst die Hochstehenden und die Fein- gebildeten sich des Giftes bedienten, um Menschen, die ihnen im Wege stan- den, zu beseitigen. Ich erinnere nur an die Borgias. Ich glaube jedoch, daß es in unserer Zeit nicht nur die Furcht ist, sondern zu werden, welche den Menschen abhätt, mit dem Gift so umzugehen wie in früherer Zeit; für den Menschen der Hochrenaissance galt das Menschenleben weniger, die Achtung vor dem Menschenleben ist getie- gen. Heute muß es als adorm gel- ten, wenn eine Frau mehrere Gif- tstoffe begehrt, und sie wird auf ihren Geisteszustand untersucht, wie jene Amerikanerin, die jüngst erst wegen einer großen Anzahl betruglicher Morde einer geisteskrank internirt wurde und nun mit cynischer Offenheit ihre That- en berichtet.

Der Maßstab der Beurtheilung hat sich eben geändert, in einer Zeit, wo alle Menschen so handeln, wird kein Mensch etwas Außergewöhnliches in dieser Handlungsweise finden, heute aber muß dieses Thun auf ein Manco zurückgeführt werden. Die Hygieniker kennen diesen Defekt sehr wohl, sie be- zeichnen ihn als Moral Insanität, als moralischen Schwachsin, der durch- aus nicht immer mit einem Intellek- tengenangel vereint zu sein braucht.

Unsere Giftstoffe wächst aber immer mehr, weil wir überall Gifte entdecken, Substanzen finden, welche dem Kör- per schädlich sind oder ihn vernichten. Da fragt wohl mancher, wozu hat denn die Natur Gifte geschaffen? Nur für einen Zweck läßt sich eine Erklärung geben. Eine Anzahl Lebewesen producirt giftige Substanzen zur Selbstvertheidigung oder um damit die Beute zu lähmen oder zu tödten. Sie sind ihnen wichtige Waffen im Kampf um's Dasein, wie den Säuge- thieren die kraftvollen Lagen oder das Gebiß mit den scharfen Zähnen.

Gegenüber der großen Menge von Giften, die wir kennen, ist das aber ein verschwindend kleiner Bruchtheil. Für alle übrigen Gifte läßt sich kein Zweck angeben, sie sind ohne Zweck in der Welt. Das überall waltende Na- turgesetz läßt die Stoffe, wenn sie sich unter günstigen Bedingungen treffen, aufeinander reagiren und wach- und ziellos zu neuen Substanzen vereini- gen. Erst unser Organismus hat, wenn er mit diesen Stoffen in Be- rührung kommt, zu entscheiden, ob sie ihm nützlich sind, seine Arbeit fördern oder schaden, die Arbeit hindern oder gar unmöglich machen. Diese letzten Substanzen sind für uns die Gifte.

Nun haben aber die neuesten Unter- suchungen ergeben, daß fast jede Stoff giftig wirken kann. Es sind nicht nur jene Stoffe, auf deren Be- hälter der grinsende Todtenstoß prangt, und die nur gegen einen Gift- schein zu erlangen sind. Das sind die Substanzen, welche schon in den kleinsten Mengen dem Körper schaden. Alle unsere Nahrungsmittel, und noch mehr unsere Genußmittel können den Kör- per in seiner Gesamtarbeit schädli- gen, als Gifte wirken. So ist jede ein- seitige Ernährung als ein Gift anzu- sehen, welcher sich vorwie- gend von Fleisch ernährt, schädlich seinen Körper und verfehlt ihn allmählich in einen Zustand, unter dem er nicht weiter arbeiten kann. Umgekehrt haben auch diejenigen Urrecht, welche jede Fleischnahrung verbieten und nur als Vegetarier leben wollen.

„Schließlich darf aber eine große Gruppe von Giften nicht unerwähnt bleiben, die allerdings meistens nicht unter die Gifte gerechnet wird. Es sind die psychischen Gifte, ich meine nicht Alkohol und Nikotin, sondern vielmehr die seelischen Vorgänge, welche dem Organismus schädlich sind. So ist in unserer Zeit eins der ver- breitetsten Gifte die Furcht vor dem Gift. Sie ist durch die ausgebreiteten Forschungen der Bakteriologen und Hygieniker entstanden. Sie aber ver- giftet vielen jeden Lebensgenuß, der eine nimmt kein Flußbad, der isst keine Äpfeln mehr, und jener ist au- ßer dem Hause überhaupt nicht mehr, weil er verborbene Speisen fürchtet, andere wiederum möchten sich hinter Masken und Wänden verbergen, um seine Bakterien einzunehmen. Wenn wir uns immer vor Augen halten, daß ein gesunder, kräftiger Körper der best Schutz ist, und daß dieser eine viel größere Menge Gift vertragen kann als ein schwacher, so werden wir vor allem danach streben, uns Wider- standskraft zu erwerben.“

Dr. G. Big.

Beinade eine und eine halbe Million haben die Vereinigten Staaten im vor- rigen Jahre dafür ausgegeben,“ der Bürgern des Landes offiziell so oft wie möglich schönes Weite prophezeie- zu lassen. Aber wenn's dann nachha- regnete, so wurde nichts extra dafür berechnet.

„Von Leipzig berichtet das Schön- burger Tageblatt in Nr. 282: „An der Universität Leipzig bestand die Höherin Frä. Flora B. . . ., die seit 1889 studirt, die jahrgängliche Prü- fung mit gutem Erfolge.“ Die Dana darf also auf das älteste Semester stol- sein, das je erreicht worden ist.“

„In der Regel ist jeder geliebter, als die andere glauben und dümm- er, als er selbst glaubt.“